

## **Konstanz und Wandel – die Brennpunkte geschichtlicher Existenz**

Vortrag AIV, 11.5.2010

Sehr geehrte Frau Schierholz-Heilmann, sehr geehrter Herr Breukelmann,  
Dankadresse.

Der Titel „Konstanz und Wandel – die Brennpunkte geschichtlicher Existenz“ klingt zunächst abstrakt. Allgemeine Begriffe, unter denen alles mögliche vorstellbar ist.

Zunächst: beide Begriffe sind ausgesprochen ambivalent. Konstanz und Kontinuität oszillieren zwischen den Werten Treue und Starrsinn, Wandel und Flexibilität zwischen Dynamik und Beliebigkeit. Das eine wird geschätzt, das andere verworfen. Beides wird aber benötigt, um ein ansehnliches und tüchtiges Leben zu führen.

Je nach Temperament und Situation wird man diesen Beschreibungen Werte beimessen. Sie haben diese Werte nicht in sich – weder Konstanz noch Wandel sind von Haus aus und intrinsisch positiv oder negativ belegt, sondern stellen nur einen geschichtlichen Alltagssachverhalt dar. Fest steht lediglich: irgendwie müssen wir, als einzelne, als Institution, als Gesellschaft, als Kirche, als Person oder was auch immer, Sorge dafür tragen, daß wir bei dem bleiben, wie wir angefangen haben und unsere Lebensfahne nicht in jeden Wind hängen. Und zugleich heißt es Obacht zu geben, daß wir dem Wechsel der Geschichte nicht nur trotzig entgegenstehen, sondern jenes Maß an Veränderung und Wandel vollziehen, das dem Leben dient. Wieviel Beharrungsvermögen auf der einen und wie viel Anpassungsleistung auf der anderen Seite sind für ein erfülltes, gutes, authentisches Leben erforderlich?

Stellen wir die Frage ein wenig anders: was bedeutet Identität in der Geschichte und wie wird sie eigentlich hergestellt? Diese Frage umfasst Bauwerke ebenso wie Gesellschaften, Menschen ebenso wie kirchliche Konfessionen.

Drei einfache Beispiele vorweg, um die Tragweite unserer Fragestellung auszuloten und einen Geschmack dafür zu geben, mit welchem Sachverhalten wir es zu tun bekommen.

a) Beginnen wir mit einer theologischen Frage. Bekannterweise vergeht für Gott keine Zeit. Die Ewigkeit ist jener perspektivische Punkt, von dem aus zeitliche Entwicklungen als Gesamtheit angeschaut werden können und nicht sequentiell verarbeitet werden müssen. Natürlich können wir das nicht realiter. Wir sind schließlich und Gott sei Dank nicht Gott. Aber die Frage stellen können wir schon, nämlich: gesetzt den Fall, Gott sieht mein Leben als Ganzes an, von der Geburt über alle Stationen meines Daseins bis in diese Stunde; mit allen meinen Erfolgen und Mißerfolgen, den verständigen und unsinnigen Entwicklungen samt allem, was andere von mir gar nicht

wissen. Was sieht er dann? Wie sehe ich nicht im zeitlichen Prozeß, sondern als Gesamtheit aus? Wie gesagt, ich weiß das nicht.

Aber, so eigenartig es klingt, diese Frage allein hilft, um die neurotischen Verzerrungen der Selbstwahrnehmung, Selbstüberschätzung oder Selbsterniedrigung (beides ist gleich weit verbreitet), unter denen wir alle mehr oder minder ausführlich leiden, zu ermäßigen. Außerdem gibt sie eine Orientierung für die lebenslang begleitende Frage, wer wir denn eigentlich sind, wenn man einmal absieht von den biographischen Durchgangsstationen, in denen wir uns befinden und die wir jeweils in der aktuellen Stufe für die eigentlich relevanten halten. Denn alles sind wir ja einmal gewesen und werden es voraussichtlich sein: Kind, Heranwachsender, Pubertierender, junger Mann oder Frau, Vater oder Mutter, Geliebter und Geliebte, in den besten Jahren, greis und alt. Das alles sind wir.

Diese Frage gilt aber ebenso den Gesellschaften, in denen wir leben, den Familien, aus denen wir kommen, den Gebäuden, die wir errichten.

b) Dazu das zweite Beispiel: der Hildesheimer Zuckerhut. Keine Sorge, ich verrenne mich jetzt nicht in nachgereichten theologischen oder kulturpolitischen Expertisen über die Planung, Anlage oder Ausführung dieses neuen Hildesheimer Denkmals, sondern hebe auf das Verhältnis von Wandel und Konstanz in dieser speziellen Angelegenheit ab. Da ich selber in der Jury gesessen habe, bleibe ich verständlicherweise an dieser Stelle überaus dezent.

Der umgestülpte Zuckerhut steht nun wieder an der Stelle, an der er früher einmal gestanden hat. Er ist freilich nicht der alte Zuckerhut, aber er steht irgendwie für den alten. Man wird mit diesem neuen Bauwerk nicht fertig, in dem man sich in Geschmacksfragen auseinandersetzt, auch wenn sie natürlich eine Rolle spielen. Der Zuckerhut wirft, wie manche andere Gebäude der Hildesheimer Innenstadt, die Frage auf, wie eigentlich die Zerstörung als Teil der Geschichte dieser Stadt angemessen verarbeitet werden kann. Und weil Hildesheim als Gemeinwesen kein handlungsfähiges und bewusstes Einzelsubjekt darstellt, wird diese Frage natürlich in Form von allen möglichen Ersatzfragestellungen traktiert. Oder, was ebenso deutlich zu sehen ist, es werden ganz andere Rechnungen in den Auseinandersetzungen um den Zuckerhut beglichen.

Es geht nicht an, den 22.3.1945 einfach zu ignorieren und den status quo ante wieder herzustellen. Das wäre eine kollektive Verdrängung und hat sich niemals bewährt. Alles hat Folgen. Andererseits: die baulichen und infrastrukturellen Wurzeln der Stadt beiseite zu schieben und etwas Neues zu errichten, funktioniert auch nicht. Nichts ist ohne Geschichte. Dazu kann man übrigens hinreißenden Unterricht bei den Versuchen der Stadt Kaliningrad 2005 nehmen, die das 850jährige Stadtjubiläum zu feiern gedachte, ohne die die deutschen Traditionen Königsbergs einzubeziehen – ein grandioser Unsinn.

Der Zuckerhut ist ein Indiz dafür, wie schwer es ist, die geschichtliche Identität als Balance zwischen Konstanz und Wandel in einem Gemeinwesen zu formulieren und ihr eine kräftige Gestalt zu geben. In den öffentlichen Bauten artikuliert sich die Gemeinschaft, und in den Konflikten darüber gibt sie sich eine sichtbare Gestalt. Bis heute, so habe ich als Neu-Hildesheimer den Eindruck, wird in vielen Stadtführungen erläutert, was man vor über 65 Jahren hätte sehen können, nun aber nicht mehr sehen kann. Das ist sozusagen ein Schicksal, aber ein – geistig gesehen – sehr produktives Schicksal.

c) Ein drittes Beispiel: 1989 und die sogenannte Identität der Bürger aus der ehemaligen DDR. Wir haben uns anfangs als Kirche immer wieder gewundert, warum eigentlich sowenig Wertschätzung den Kirchen und ihren Vertretern gegenüber greifbar wurde, nachdem der Unrechtsstaat DDR untergegangen und die Demokratie zu ihrem Recht gekommen war. Keine Kircheneintritte, kein Wiederaufleben kirchlicher Traditionen – jedenfalls nicht in einem ernstzunehmenden Maß. Stattdessen stellte sich heraus, daß im Gegenteil ausgerechnet die Konfessionslosigkeit zum stabilsten soziologischen Merkmal wurde, das die nach-DDR-Bevölkerung auszeichnete. Auch die immer stärker werdende Aufhellung der DDR-Erinnerung ist vielen Menschen ein bisweilen beleidigendes Rätsel.

Die Soziologen schlagen dazu eine ziemlich plausible Antwort vor: die Lebensumstände, die das Leben in der DDR geprägt und durchgeformt haben, sind 1989 über Nacht verschwunden. Entstanden ist für viele Menschen ein gesellschaftliches Szenario, für das sie gewissermaßen nicht ausgebildet worden sind. Aber mit der DDR ist ihre eigene DDR-Geschichte nicht mituntergegangen. Sie wird in ihren Biographien fortgeschrieben. Bis heute. Konstanz und Wandel ein drittes Mal, menschliche Lebensgeschichten, die zwei Systeme überspannt, die in zeitlich abrupter Reihenfolge aufeinander folgen, bisweilen als glückhaften Geschichte – Joachim Gauck, Maybritt Illner, Bernd Lutz Lange – ebenso gut aber auch in einer prekären Geschichte: Werner Schulz, Günther Krause oder Alexander Schalck-Golodkowski.

Im folgenden möchte ich Ihnen 5 Thesen vortragen, die das Verhältnis von Konstanz und Wandel als Problem und Aufgabe unserer geschichtlichen Identität beleuchten und zum Schluß – das werden Sie einem Theologen bitte nicht verübeln – ein kleines Plädoyer für die existenzstärkende Kraft des Glaubens anfügen.

### **These 1: Nicht alles wandelt sich – zwei Konstanten in der Geschichte**

Das landläufige Diktum zu unserer Frage lautet: das einzig Beständige ist der Wandel. Konstanz und Kontinuität ist in dieser Sicht der Dinge etwas für Idealisten. Das klingt irgendwie weise und tut so, als hätte wäre eine intensivere Bemühung um die Details, wie wir es heute abend versuchen, sachlich unangebracht. Es stimmt aber meines Wissens nicht. Nicht alles wandelt sich.

Was sich nicht wandelt im Laufe der Geschichte, sind die Verlaufsformen materieller Veränderung - die Naturgesetze – sowie die Richtung des Zeitvektors.

Das, was wir die Naturgesetze nennen, ist, wenn ich es richtig verstanden habe, eine zeitinvariante Wirklichkeitsstruktur, die allen Entwicklungen der empirischen Welt zugrunde liegt und alle Prozesse steuert. Ich meine in der Tat die Gesetze der Thermodynamik, der Gravitation, der Quantenphysik und so fort. Es ist sachlich unerheblich, daß wir diese Gesetze in präziser mathematischer Gestalt erst seit gut zweihundert Jahren oder auch weniger kennen. Die Gesetze sind gültig, ob wir sie kennen oder nicht. Der Apfel fiel schon immer nach den Formeln des Gravitationsgesetzes vom Baum.

Für die Mathematik wird übrigens ähnliches vermutet. „Die natürlichen Zahlen hat der liebe Gott gemacht, der Rest ist Menschenwerk“, vermerkte Leopold Kronecker (1823-1891) und rief auf diese Weise eine – vielfach unwidersprochene – theologische Grundlegung der Mathematik auf den Plan.

Sage niemand, das sei eine äußerliche Rede. In diesen Gesetzen ist unser empirisches Dasein verfasst, das menschliche und das nichtmenschliche, das stellare und das tellurische, das makro- und das mikrokosmische.

Es gibt den Einwand, daß das keinerlei Auswirkung habe auf Bewußtseinsprozesse, in denen wir unser Menschsein vollziehen. Das stimmt – zunächst einmal. Aber auch dieser Einwand ändert nichts an der Tatsache, daß alle Rede vom Wandel eine objektive Grenze zu haben scheint. Es gibt eine objektive Struktur im Universum, und wir – das ist das noëtische Privileg unserer Gattung – können sie erkennen. Es ist nicht so, daß jeder die Welt anders sehen kann – in den basalen Dimensionen der Wirklichkeit gibt es exakte Vorgaben. Die gesamte makroskopische Welt ist einer Formung unterworfen, die weder beliebig ist noch uns zur Verfügung steht.

Ebenfalls unwandelbar – das ist das Zweite – ist die Richtung des Zeitvektors. Das ist wichtig, denn das, was allenthalben als Grund für den Wandel angegeben wird, nämlich der Fortschritt der Zeit, ist selbst nicht wandelbar. Mag auch, in der Wahrnehmung der Aussagen der Relativitätstheorie, der Betrag des Zeitvektors in Abhängigkeit von Massen und Raumkrümmungen variieren, seine Richtung ist konstant. Es gibt für alles einen Anfang und ein Ende. Diese Form ist unwandelbar.

**These 2: Noch eine erstaunliche Konstante: das Ich altert nicht**

Unzweifelhaft werden wir älter. Eben wegen der konstanten Richtung des Zeitvektors. Das betrifft unseren Körper – da ist es am augenfälligsten –, unsere mentale Kraft, unser Kommunikationsvermögen und so weiter. Interessanterweise altert unser eigenes Ich, das diese Prozesse beobachtet, aber nicht mit. Es bleibt immer gleich unmittelbar zu den verschiedenen Situationen und Bedingungen unseres Lebens. Die Qualität des Kinder-Ich und die des Erwachsenen- oder Greisen-Ich sind zwar im Blick auf den von ihnen umgriffenen Lebenshorizont ganz unterschiedlich, aber es gibt zwischen ihnen keinen Alterungsprozeß. Mit anderen Worten: Es ist uns möglich, eine Position im Geist oder unserem Bewusstsein einzunehmen, in der wir die Wandlungen unserer eigenen Existenz nachvollziehen, anschauen, bewerten und deuten können – und diese Position ist nicht selbst Gegenstand der geschichtlichen Verwandlung. Umgangssprachlich heißt diese Position das „Beobachter – Ich“.

Immanuel Kant unterschied in seiner Kritik der reinen Vernunft zwischen dem empirischen und dem transzendentalen Ich. Ich vermute, in philosophischer Sprache ist hier das oben beschriebene Phänomen erfasst. Das empirische Ich ist dasjenige, was wir als Persönlichkeit, als Biographie und geschichtliche Einheit sinnlich erfahren und nach außen hin auch wirklich sind. Aber damit ist das, was Menschen sind, noch nicht zureichend bestimmt. Es gibt darüberhinaus ein transzendentes Ich, das nicht die geschichtlichen Variationen der körperlichen Existenz mitvollzieht, sondern ihm auf geheimnisvolle Weise äußerlich bleibt. Mehr noch: dieses transzendente Ich ist der eigentliche Ort, an dem die Einheit unseres Lebens hergestellt und bewusstgemacht wird.

Das ist deswegen so wichtig, weil damit eine Stelle bezeichnet ist, wo der Wandel überhaupt als Wandel begriffen werden kann.

### **These 3: Es gibt keine geschichtliche Identität in Gestalt eines unveränderlichen Kerns.**

In den ersten beiden Thesen wurde deutlich, daß diejenigen Momente, die keinem oder keinem zeitlichen Wandel unterliegen, allesamt formalen Charakter haben. Weder die Naturgesetze noch die Zahlen, weder die Zeit noch das transzendente Ich sind reale Personen, Einrichtungen, Institutionen, Bauwerke, Gesellschaften.

Für diese gilt durchaus die eingangs erwähnte landläufige Feststellung: nichts bleibt, was und wie es ist. Was konstant zu sein scheint, ist entweder nur zu kurz oder nicht genau genug angeschaut worden. Der Abrieb der Zeit, der Energieverlust durch den Austausch mit der Umwelt ist immer größer als Null. Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik ist ein universaler Satz: Existenz in der Zeit bedeutet zwangsläufig Veränderung und Reaktion auf Veränderung. Alle Entwicklung in empirischen Systemen

folgt dem Gesetz der Entropie. Deswegen habe alle Puristen schon verloren, bevor sie ihren Kampf antreten.

Das bedeutet: jede geschichtliche Gestalt ist eine sich unentwegt wandelnde Gestalt. Die Vorstellung, daß irgendein geschichtsfester, unveränderlicher Kern vorliegt, um den herum sozusagen nur wechselnde geschichtliche Kleider gelegt werden, ist irrig. Auch hier hat Immanuel Kant die Sache auf den Punkt gebracht: das *ignotum x*, wie er es nannte, das „Ding an sich“, unabhängig von den Anschauungsformen Raum und Zeit und abgelöst von den Kontexten, in denen wir es vorfinden, ist unbekannt und letztlich irrelevant. Wir können darüber keine qualifizierte Aussage machen. Außer der einen: das Ding an sich existiert. Alle Perspektiven und verschiedenen Urteile können nicht fassen, was die betrachtete Wirklichkeit „an sich“, „eigentlich“, „vom Wesen her“ ist, aber damit ist nicht ausgesagt, daß es das nicht gäbe. Die anspruchsvolle Botschaft dieser Überlegung lautet: das Wesen eines Menschen, eines Bauwerks oder einer Gesellschaft zu bestimmen, ist eine prinzipiell unabschließbare Aufgabe. Oder, religiös gesprochen: der Kern der Dinge ist immer ein Geheimnis. Wichtig: kein Problem, Rätsel oder Abstraktum, sondern ein Geheimnis. Das ist eine Qualität *sui generis*.

Das einzige, was wir tatsächlich vor Augen und Sinnen haben, ist so etwas wie geschichtliche Identität. Ich bin jemand, der eine Geschichte hat – und das Gesamt dieser Geschichte bin ich. Aber niemand kann das auf den Punkt bringen. Das deutsche Volk, die Stadt Hildesheim, die Familie Heilmann, um leihweise Ihren Namen hier zu verwenden – immer kann man eine Geschichte damit verbinden, aber nicht sagen, um was es sich „eigentlich“ handelt. Diese geschichtliche Identität aber hat keinen bestimmbareren Kern, sondern einen Horizont.

### **These 5: Identität wird nicht gesetzt, sondern erworben.**

Identität ist kein Status, sondern ein Prozeß, der in Konstanz und Wandel vollzogen wird. Das hat mit der Kontextualität geschichtlicher Existenz zu tun. Nichts besteht aus sich allein, sondern immer innerhalb seiner Umgebung. Alle Dinge bekommen ihren Sinn und ihre Position, ihre Eigenschaften und ihre Perspektiven im Ensemble der anderen Dinge. Mein Pastorsein bekommt seinen Sinn innerhalb des kulturellen Kontextes, in dem es angesiedelt ist. Schon in hochsäkularisierten Regionen Deutschlands verändert sich diese Identität.

Oder: Die Bedeutung symbolischer und funktionaler Bauwerke kann nur auf dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Bewusstseins erschlossen und erhalten werden. Ein Architekten- und Ingenieursverein erhält seinen Sinn und die damit verbundene Identität durch das Gesamt der ästhetischen, wirtschaftlichen und persönlichen Inter-

essen der Stakeholder, wie man das heute gerne nennt, er hat keineswegs schon Sinn und Berechtigung in sich.

In der Beziehung zwischen einer geschichtlichen Größe und seiner Umgebung entwickelt sich überhaupt erst Identität als geschichtliches Merkmal. Aus einer bloßen Vorhandenheit wird ein existentielles Profil. Und auch dieses wird im Laufe einer Geschichte fortgeschrieben. Wer ich bin, stellt sich mit den Jahren und den Ereignissen heraus. Identität ist ein vergangenheitsgebundener Begriff. Was beispielsweise die christliche Kirche einmal sein würde, haben sich die ersten Christen in den kühnsten Träumen nicht ausmalen können. Erst in den Jahrhunderten formulierte sich das „Wesen des Christentums“ (so ein Buchtitel des großen Theologen Adolf von Harnack um 1900) sichtbar. Identität, so ist es in der amerikanischen Theologie sehr pragmatisch beschrieben worden, ist eine „story“, kein Begriff, kein Sachverhalt, keine Eigenschaft.

Was dann an geschichtlicher Einheit in Konstanz und Wandel zustande kommt, ist niemals abgeschlossen, weil die Geschichte kein Ende hat. Identitäten sind infinite Größen. Was alles in einem Menschen steckt und zu welchen Veränderungen eine Einrichtung fähig ist, kann nicht vorhergesagt werden. In Konstanz und Wandel wird erwiesen, was bestandsfest und geschichtstauglich ist und was nicht.

### **These 6: Identität ist abhängig von Orientierung und Kraft**

Folgendes haben wir bisher festgestellt: eine Identitätskonstante als Invariante in der Zeit ist eine wirklichkeitsferne Vorstellung. Und: Identitäten sind kontextuelle, ergebnisoffene Größen. Die zentrale Frage im geschichtlichen Prozeß lautet: wie werden die Wechselfälle des Lebens und der Geschichte eigentlich verarbeitet, angenommen oder abgestoßen? Nach welchen Kriterien ändert sich ein Mensch, eine Einrichtung, ein Verein, ein Bauwerk? Wann passen wir uns an, sind flexibel und plastisch, wann bleiben wir starr, unveränderlich und resistent?

Hier bekommt die Rede von Konstanz und Wandel seinen eigentlich aufregenden Punkt. Solange der Wandel die geschichtliche Identität erweitert, ergänzt, vertieft, entsteht das, was wir Konstanz nennen. Überfordert der Wandel in Qualität oder Quantität die jeweilige geschichtliche Identität, zerstört er sie; in diesem Moment wird die Identität über den Wandel hinaus nicht mehr erkennbar. Sie verkraftet den Wechsel nicht.

Für die Kirche ist das übrigens ein Dauerthema, wenn es um gottesdienstliche Formen, um Inhalte der Verkündigung und Kontakt mit anderen Glaubensgemeinschaften geht. Seit zweitausend Jahren ist die christliche Kirche an dieser Stelle in einer Dauerbemühung und vielleicht deswegen wie keine andere Einrichtung der Weltgeschichte in der Lage, über diese Prozesse zu reflektieren und Aufschlüsse zu geben.

Die christliche Kirche hat die römische imperiale Tradition in sich aufgenommen, den jüdischen Monotheismus, die griechische Philosophie, die germanischen Wertvorstellungen, die muslimischen Kulturgüter, die Aufklärung und die Wissenschaften der Neuzeit. Die Sache ist nicht beendet, sondern schreitet fort. Und – in aller Bescheidenheit – es sieht nicht so aus, als wäre ein Ende in Sicht.

Dabei hat sich herausgestellt, daß Wandel und Konstanz dann in einer lebensdienlichen Balance stehen, wenn zwei Dinge zusammenkommen: eine klare inhaltliche Orientierung und Kraftressourcen, die Konstanz und Wandel ermöglichen. Denn beides, Konstanz und Wandel, braucht Orientierung und Kraft.

Mit inhaltlicher Orientierung ist die Idee gemeint, die einer geschichtlichen Identität, es sei ein Mensch, ein Bauwerk oder eine Gesellschaft, zugrunde liegt. Man kann sie nicht immer genau bestimmen – was ist schon die Idee eines Menschen oder einer Gesellschaft? Aber eines stimmt gewiß: die Idee besteht nicht schon in der Geschichte selbst, nach dem Motto: man ist halt, wie man ist. Das wäre eine Unterbestimmung der tatsächlichen Strukturen des Lebens.

Die Orientierung wird am besten sichtbar, wenn sie kodifiziert und sanktioniert ist – als heilige Schrift, als Verfassung, als Satzung, als Widmung, als Willenserklärung. Identitäten sind auf solche Fixierungen angewiesen. Deswegen in der Religion das Glaubensbekenntnis, die Regeln der Orden, die 10 Gebote, der biblische Kanon. Je klarer die Orientierung ist, um so präziser der Umgang mit Wandel und Konstanz. Klare Orientierungen erleichtern die Urteilsbildung über das, was angenommen, und das, was abgestoßen werden muß.

Die Verarbeitung neuer Erfahrungen und Kontexte ist wesentlich ein Prozeß der Anwendung: wie kann das, was uns bislang Orientierung gegeben hat, wirksam werden für die neue Herausforderung, vor der wir stehen? Wird keine Antwort auf diese Frage gefunden, erstarrt der Prozeß. Absehbar beginnt dann die betrachtete geschichtliche Größe zu erlöschen.

Im Rückgriff auf die Anmerkungen zur These 1 sei an dieser Stelle angemerkt: Klarheit und Wahrheit haben einen engen Zusammenhang. Zwar ist nicht alles, was sehr klar und deutlich bestimmt ist, auch schon wahr, aber das Umgekehrte läßt sich aus der These über die Objektivität der basalen Wirklichkeitsstruktur durchaus ableiten. Darum ist jede Bemühung um Klarheit in den inhaltlichen Orientierungen und grundlegenden Ideen einer geschichtlichen Größe eine wichtige und begrüßenswerte Investition zur Identitätsbildung. Ich vermute, um ein ganz praktisches Beispiel zu geben, daß die ausführlichen und niedergelegten Bestimmungen des Bischofs Bernard für die Errichtung der Michaeliskirche eine gewichtigen Ausschlag dafür gegeben haben, daß sie bis heute in Wandel und Konstanz ihre ursprüngliche Kraft und Klarheit hat erhalten können.

Die zweite fundamentale Bedingung für den Bestand zwischen Konstanz und Wandel ist die zur Verfügung stehende Integrationskraft. Veränderung meint im Kern Aneignung neuer Orientierung, neuer Erkenntnisse und fremder Erfahrungen. Konstanz bedeutet Festhalten an Erworbenem und Bewährtem gegen Widerstände. Beides geschieht nicht von selbst. Für beides wird Kraft benötigt.

Wie bestandsfest und geschichtstauglich etwas oder jemand ist, bemisst sich an der einfachen Frage, wieviel Widerstands- oder Integrationskraft zur Verfügung steht. Je besser es gelingt, sich die verschiedensten Einflüsse und Erfahrungen produktiv zu eigen zu machen, umso stärker ist das, was man die geschichtliche Performance nennen könnte. Je klarer die Orientierung ist, um so konzentrierter ist die Kraft, Konstanz und Wandel ins Werk zu setzen. Am Ende ist es die abgestimmte Verbindung von Orientierung und Kraft, die die geschichtliche Identität sichert.

Zum Schluß ein theologisches Wort: es gibt guten Grund zu der Annahme, die Bestandsfestigkeit der christlichen Kirchen beruhe darauf, daß ihre Orientierung so klar ist. Nicht die „CEO's“ der Kirche sind immer besonders klar – das haben die Vorgänge der vergangenen Monate hinlänglich gezeigt. Aber die Orientierung ist es. Und, so eigenartig das aus dem Munde eines Theologen klingt: die schiere Tatsache, daß sich die Orientierung der Kirchen bis auf den heutigen Tag bewährt hat, trotz aller Entgleisungen, Missbräuche und Niederlagen, ist ein mächtiger Beleg dafür, daß hier eine enorm lebensstüchtige Formation vorliegt, der sich anzuvertrauen gute Gründe für sich beanspruchen kann.

Helmut Aßmann

V/2010